

Problemkarrieren von delinquenten Kindern unterbrechen – aufsuchende Familientherapie, eine Hilfeform bei Problemkarrieren

von Marie-Luise Conen

Abstract

Im folgenden wird anhand der aufsuchenden Familientherapie ein methodisches Vorgehen dargestellt, das es ermöglicht, mit Eltern bzw. Familien mit delinquenten Kindern und Jugendlichen an einer positiven Veränderung zu arbeiten. Während zunächst die „Vermächtnisse des Scheitern“ an die Kinder betrachtet und die depotenzierende Wirkung von Hilfen ohne Ende beschrieben werden, wird im folgenden auf die Notwendigkeit hingewiesen, der Skepsis der Familien Rechnung zu tragen und problemaufrechterhaltende Muster zu berücksichtigen. Zum Ausgangspunkt der aufsuchenden Familientherapie auch in der Arbeit mit delinquenten Kindern und ihren Familien gehört es, keine elternersetzenden oder elternergänzenden Funktionen durch die Familientherapeuten einzunehmen. Neuere Entwicklungen in der systemischen Therapie, mit „unmotivierten“ Klienten zu arbeiten verdeutlichen, wie Druck und Zwang auch in diesen Fällen konstruktiv genutzt werden können.

Negative Erwartungen und pessimistische Zukunftsperspektiven

Straftaten von Kindern und Jugendlichen, wie z.B. Raub und Gewaltdelikte, erhielten in der letzten Zeit vor allem in bezug auf strafunmündige Kinder eine hohe Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit. Verstärkt wurden Rufe laut nach Herabsetzung des Strafmündigkeitsalters sowie nach härterem Durchgreifen u.a. in Form von Unterbringungen in Institutionen, die diese „Problemkinder“ wegschließen sollen.

Bei diesen Forderungen wird m.E. jedoch außer acht gelassen, daß die betreffenden Kinder und Jugendlichen in ihrem, durch die gesellschaftliche Krisen hervorgerufenen Zukunftspessimismus (vgl. Shell-Studie 1997) dennoch suchen nach Orientierung, Unterstützung und Teilhabechancen, die ihnen sowohl die Gesellschaft als auch häufig die Eltern versagen. Die Eltern werden in

dieser Situation entweder auch als Träger normativer gesellschaftlicher Erwartungen oder ebenfalls als „Opfer“ der gesellschaftlichen Ausgrenzung betrachtet. Einige der Kinder und Jugendlichen zeigen u.a. als Folge dieser Ausgrenzungen und Mängel Tendenzen, sich „gewaltsam“ die Teilhabe an der (Konsum-)Gesellschaft – u.a. durch Raub, schweren Diebstahl, Autoklau, Erpressung – einzufordern bzw. ihre Wut über die mangelnden Teilhabemöglichkeiten und fehlende Sinnhaftigkeit in Form von Gewalt zum Ausdruck zu bringen. Andere Kinder und Jugendliche verweigern sich den normativen Erwartungen und nutzen oder entwickeln „Nischen“ jenseits der Gesellschaft, wobei sie „Karrieren abweichenden Verhaltens“ zunächst in den Bereichen Schulschwänzen (und zwar über lange Zeiträume), Treibegehen, auf der Straße leben und ggf. auch Prostitution entwickeln.

Vor allem Kinder und Jugendliche aus Familien, die seit vielen Jahren und ggf. seit mehreren Generationen vom Jugendamt betreut werden¹, erleben in ihren Elternhäusern im allgemeinen noch stärker als andere Kinder die gesellschaftliche Ausgrenzung. Diese Familien, bei denen es sich oft um Stieffamilien handelt, sind von massiven Deklassierungsprozessen betroffen: Armut, Sozialhilfebezug, Erwerbslosigkeit, Suchtmittelkonsum, gewalthafte Auseinandersetzungen zwischen den Erwachsenen sowie Kindesmißhandlungen und sexueller Kindesmißbrauch stellen Problembereiche dar.

Lebensgeschichte – Geschichte des Scheiterns

Die Eltern in diesen Familien beschreiben ihre eigene Lebensgeschichte oftmals als eine Geschichte des Scheiterns. Daher glauben sie kaum oder wenig daran, daß bessere Teilhabe- und Gestaltungsmöglichkeiten für sie und auch ihre Kinder er-

¹ Diese werden im folgenden als „Jugendhilfe-Familien“ bzw. „Jugendhilfe-Eltern“ bezeichnet.

reichbar sind. In diesem Pessimismus und dieser Resignation zeigen sie auch ihren Kindern *keine Orientierungsgebenden Zukunftsperspektiven* auf, sondern bringen ihren Kindern *Erwartungen des „Ebenfalls-Scheiterns“* entgegen. So ist bei Familie Lehmann² zu beobachten, daß dem 11jährigen Sohn Sven immer wieder negative Erwartungen in bezug auf seine soziale Integrationsfähigkeit sowie schulischen Entwicklungsmöglichkeiten entgegengebracht werden. Bei genauerer Betrachtung stellt sich heraus: Bereits der (leibliche) Vater – von dem die Mutter getrennt ist – verhielt sich bei Auseinandersetzungen in der Familie gewalttätig und ist auf die sogen. „krumme Bahn“ geraten, in dem er u.a. Einbrüche beging, wofür er eine zeitlang im Gefängnis war. In den Augen der Mutter (und auch des Stiefvaters) ist Svens Vater ein miserabler Partner und Vater gewesen. Die Mutter zeigt in ihrer Haltung deutlich, daß sie von ihrem Sohn, der ein Kind von diesem negativ erinnerten Mann ist, nicht unbedingt besseres erwartet. Die implizit enthaltene negative Prophezeiung wird von dem Jungen in sich aufgenommen. In seiner Suche nach einer Identität und in Identifikation mit dem (abwesenden) Vater, entwickelt er Verhaltensweisen, die diesen negativen Erwartungen entsprechen (vgl. Boszormenyi-Nagy/Spark 1981; Conen 1996c, 1998).

Bei delinquenten Kindern und Jugendlichen werden i. d. R. die mehrgenerationale Dimension sowie die „Lebensaufträge“ und die „Vermächtnisse des Scheiterns“ bei der Betrachtung ihrer Probleme nicht berücksichtigt. Es wird vielfach bei den angebotenen Hilfen nicht darauf geachtet, inwieweit die Kinder mit ihrem delinquenten Verhalten den negativen Erwartungen der Eltern entsprechen. Diese negativen Erwartungen gehen häufig mit der Vorstellung einher, daß ihnen ihre Erziehungsaufgabe sowieso nicht gelingen wird. Sie sind ebenfalls in ihrem Erziehungsverhalten von den negativen Prophezeiungen und „Botschaften“ ihrer eigenen Herkunftsfamilie beeinflusst. Sie erfüllen eine Art „negativen Lebensauftrag“: „Du wirst es mit Deinen Kindern nicht hinkommen!“

² Name frei erfunden.

Hilfen ohne Ende!?! – depotenzierende Wirkung von endlosen Hilfen

Die sich verschärfende soziale Deklassierung vor allem von Kindern und Jugendlichen aus Familien, die bereits über längere Zeit bzw. seit Generationen im Rahmen von Jugendhilfe betreut werden, wird nicht selten mit einem immer größeren Repertoire von Maßnahmen versucht zu begegnen. In diesen Familien sind dann kaum Zeiten zu verzeichnen, in denen die Familie ohne Hilfe ist. Das weitverbreitete Festhalten an defizitären Sicht- und Vorgehensweisen trägt erheblich dazu bei, daß Hilfen i.d.R. nicht in dem Deutungszusammenhang des jeweiligen Familiensystems gesehen werden. Dazu gehört auch, daß nicht berücksichtigt wird, inwieweit Familien Helfer regelrecht adoptieren, um nicht selbst in die Verantwortung für das Gelingen – und somit auch mögliches „Scheitern“ – der Erziehung der Kinder genommen zu werden (vgl. Imber-Black 1990).

Eine lange Kette von Hilfemaßnahmen hat die fatale Wirkung, daß eine „Normalisierung“ dieser Familien bzw. die Einführung eines normalisierenden Perspektivenwechsels für die einzelnen Familienmitglieder nicht mehr vorstellbar ist. Dies gilt vor allem für das sich delinquent verhaltende Kind ebenso für die Eltern bzw. Elternteile, die ebenfalls von den negativen Erwartungen ihrer eigenen Eltern geprägt sind, aber dies trifft auch für die beteiligten Helfer zu. So ist die *durchgängige Vorstellung der Helfer* bei diesen Familien, daß diese *Familien niemals ohne weiteren Hilfen auskommen werden*. Weiterhin auftretende delinquente Verhaltensweisen der Kinder werden dabei u.a. auch nicht als „Testverhalten“ gegenüber den Helfern betrachtet, sondern oft als Beweis für die Notwendigkeit weiterer Hilfemaßnahmen. Implizit beinhaltet dies die „Einsicht“ der Betroffenen in das „Scheitern“ der vorherigen Hilfe. Hinzu kommt auch ein fast erleichternd wirkender Aspekt für Helfer. Wenn viele Hilfen scheitern, kann es nicht an den Hilfen gelegen haben, die „Schuld“ liegt dann dafür „eindeutig“ bei den Klienten (vgl. Conen 1997).

Hilfen annehmen, heißt Hoffnung haben

Eine Hilfe in Anspruch zu nehmen, setzt Erwartungen voraus, daß diese Hilfe zu positiven Veränderungen führt. „Jugendhilfe-Eltern“ erfahren häufig, daß Veränderungen sie „vom Regen in die

Traufe bringen“. Hoffnung auf positive Veränderungen ist jedoch Voraussetzung, sich auf eine Hilfe einzulassen. Oftmals reagieren „Jugendhilfe-Familien“ mit Abwehr, Skepsis und Resignation auf Hilfeangebote. Die Abwehr oder Skepsis bezüglich einer Hilfe stellt m. E. eine *notwendige und hilfreiche Form des Schutzes* vor weiteren Enttäuschungen, Depotenzierungen sowie Abwertungsprozessen, die Hilfeangebote mit sich bringen können, dar. Diese Ängste vor Veränderungen bestärkt die Tendenz, zunächst an „bewährten“ Problemlösungsmustern festzuhalten, auch wenn sie dysfunktional sind. Diese Aspekte gilt es methodisch entsprechend in der Arbeit mit diesen „Jugendhilfe-Familien“ einzubeziehen.

Es ist daher notwendig, Hilfeformen anzuwenden, die nicht die *Betreuung* einzelner oder der gesamten Familien in den Vordergrund stellen, sondern in einem entsprechenden methodischen Vorgehen berücksichtigen:

- die positiven Bedeutungszusammenhänge delinquenten Verhaltens,
- die Sinnhaftigkeit delinquenten Verhaltens im Kontext der Familie,
- die negativen Erwartungen und „Prophezeiungen“,
- die mehrgenerationalen „Lebensaufträge“,
- die stigmatisierenden und nicht-normalisierenden Aspekte von Jugendhilfemaßnahmeketten.

Das methodische Vorgehen sollte ermöglichen, bisherige *destruktive Problem(eskalations)muster zu verändern*. Bei 8- bis 14jährigen Kindern besteht sicherlich ein Vorteil u.a. darin, daß es i.d.R. noch relativ gut möglich ist, die Eltern anzusprechen und diese darin zu unterstützen, ihrem Erziehungsauftrag besser gerecht zu werden. Aber auch bei Jugendlichen, so zeigen vor allem US-amerikanische Erfahrungen (Tavantzis u. a. 1985; Seelig 1992), könnte häufiger ein Zugang zu den Familien gefunden werden, als dies bislang üblich ist.

Delinquentes Verhalten und problemaufrechterhaltende Muster

Die Eltern sind gefordert, sich mit den von den gesellschaftlich beauftragten Institutionen (u. a. Schule, Kindergarten, Jugendamt) an sie gerichteten Erwartungen bezüglich der Erziehung ihrer Kinder auseinanderzusetzen und diese Erwartungen in ihrer Erziehungsverhalten einzubeziehen.

Stattdessen ist jedoch z. B. bei Eltern von Kindern mit delinquenten Verhaltensweisen zu beobachten, daß sie keine oder nur unzureichend Grenzen setzen, sie sogar vor Dritten dieses Verhalten rechtfertigen. Kommentar einer Mutter dazu, daß ihr 9jähriger Sohn ein anderes, gleichaltriges Kind mit einem Messer bedrohte: „Der muß sich ja schließlich wehren können“. Durch derartige oder ähnliche Äußerungen erfahren die Kinder, daß ihr Verhalten von den Eltern letztlich toleriert wird. Es ist in diesen Fällen deutlich, daß die Vermittlung gesellschaftlicher Normen und Erwartungen durch die Eltern nicht (mehr) erfolgt. Bei dieser elterlichen „Tolerierung“ kommen m. E. mehrere Aspekte zum Tragen:

- a) *Vermeidung von Erziehungsverantwortung* durch einen extrem laissez-fairen oder gleichgültigen Erziehungsstil, der den Kindern „alles“ erlaubt; Ablehnung der elterlichen Rollensequenz als „Disziplinierender“ (vgl. Ratzke u. a. 1997; Rogge 1993).
- b) *(Un-)Bewußte negative Erwartungen* (self-filling-prophecy) an die Kinder – vor allem an die Söhne – daß diese sich z. B. ähnlich wie ihre Väter verhalten (gewalttätig, stehend, raubend, unzuverlässig u.ä.m.) verbunden mit dem „Auftrag“, diese negativen Erwartungen zu erfüllen.
- c) *Immere Teilhabe an den delinquenten Aktivitäten* der Kinder, da keine eigene Entwicklung einer „interessanten“ Lebensbiographie stattfindet.
- d) Eine *gewisse Faszination* der Eltern am delinquenten Verhalten der Kinder.

Delinquentes Verhalten von Kindern und Jugendlichen ist nicht nur als Teil eines sozialen Deklassierungsprozesses zu betrachten, sondern auch im *Zusammenhang mit der jeweiligen Familiendynamik*, die dieses Verhalten sogar fördert bzw. positiv sanktioniert (vgl. Haley 1981; Stierlin 1980; Schweitzer 1987). Vor allem stellt die Einbeziehung der Mehrgenerationenperspektive (vgl. Boszormenyi-Nagy/Spark 1981) einen wesentlichen Bezugsrahmen und auch notwendigen methodischen Schwerpunkt in der Arbeit mit delinquenten Kindern und ihren Familien dar.

Es gilt die Probleme und Verhaltensauffälligkeiten einzelner Familienmitglieder wie z. B. delinquentes Verhalten von Kindern in ihrem jeweiligen – und damit auch familialen – Entstehungskontext zu betrachten. Die von den Familien ent-

wickelten Erklärungszusammenhänge („Mein Sohn muß sich ja schließlich wehren können.“) bestehender Probleme zeigen – ggf. auch oftmals bei den beteiligten Helfersystemen (vgl. Douglas/Jurkovic 1983; Imber-Black 1990) – je nachdem eine Einschränkung auf eine festgelegte Sichtweise, die wiederum dazu beiträgt, Lösungen in einem bestimmten Denkraum zu suchen. Die Mutter, die von sich sagt, „Ich habe keinen Einfluß auf meinen Sohn!“ denkt bzw. sagt folgerichtig: „... also müssen andere diesen Einfluß ausüben.“

Eine veränderte Wahrnehmung der Probleme und der problemaufrechterhaltenden Muster zu entwickeln, ist jedoch notwendig, um eine erweiterte Problemlösungskompetenz aus- und aufzubauen. Es gilt die Mutter in ihrer Sichtweise von „Ich kann mich als Mutter nicht durchsetzen“, hin zu begleiten zu: „Ich gebe meinem Kind Orientierung und stelle Anforderungen an es, für deren Einhaltung ich mich einsetze.“

Eine von positiver Perspektive gekennzeichnete Haltung und Vorgehensweise von Helfern führt daher zu einer gewünschten Verunsicherung der Familienmitglieder im Umgang mit ihren bisherigen – destruktiven – Problemlösungsmustern. Ein zunehmendes Zutrauen in sich selbst trägt dazu bei, destruktive Lösungsstrategien verlassen zu können und ihre Handlungsperspektiven in Hinblick auf sozial gewünschtere Formen zu erweitern.

Grundlegende Aspekte zur aufsuchenden Familientherapie

Die aufsuchende Familientherapie greift methodisch in die bisherigen destruktiven Problemlösungsmuster der Familie ein und nimmt Einfluß auf die multigenerationalen negativen „Prophezeiungen“ bzw. Erwartungen. Dadurch entwickeln sich Veränderungen in den Familienstrukturen, wodurch die Eltern wieder mehr in die Erziehungsverantwortung treten und ihren Einfluß auf das delinquente Verhalten ihrer Kinder ausüben.

Der von mir (Conen (1996 a, 1996 b, 1998) entwickelte Arbeitsansatz bezieht sich weitgehend auf US-amerikanische Erfahrungen mit der aufsuchenden Familientherapie und deren positive Ergebnisse. So sind in Hinblick auf Vermeidung von Fremdplatzierungen in *Follow-up-Studien* lang anhaltende Wirkungen erzielt worden; bei einzelnen

Arbeitsansätzen konnten 70-80 % der sonst anstehenden Fremdplatzierungen verhindert werden. Rückführungen konnten soweit begleitet und stabilisiert werden, daß die positiven Effekte in den meisten Fällen anhielten (Seelig et al 1992; Dore 1991; Tavantzis u. a. 1985; McGown/Johnson 1992).

Eine aufsuchende familientherapeutische Arbeit mit Familien, in denen sich Kinder delinquent verhalten, stellt ein niedrigschwelliges Hilfeangebot dar. Die Familientherapeuten gehen zu den Familien nach Hause, suchen sie in ihrem Umfeld auf. Die aufsuchende Familientherapie wird stets von zwei Familientherapeuten durchgeführt. Dies geschieht sowohl aus Gründen, die sich beziehen auf die Familiendynamik als auch auf das methodische Vorgehen (Reflecting Team, vgl. Andersen 1990). Die aufsuchenden Familientherapeuten tragen in ihrer Arbeit auch den Formen der Verbalisierung und dem Reflexionsgrad dieser Familien entsprechend Rechnung. Resignation, Skepsis und auch Abwehr der Hilfe werden als angemessene Reaktion in dem bestehenden Kontext betrachtet und bei den Interventionen entsprechend berücksichtigt.

Grundpfeiler dieses Arbeitsansatzes stellt eine *ressourcenorientierte Vorgehensweise* dar, die in verschiedenen Formen methodische Anwendung findet (u. a. positive Konnotation, Reflecting Team). Vorhandene *familiale Krisen werden genutzt*, ggf. werden bei stark verkrusteten Familienstrukturen in den Gesprächen Krisen initiiert, um dadurch bisherige dysfunktionale familiäre Interaktions- und Kommunikationsmuster aus dem Gleichgewicht zu bringen.

Die aufsuchenden Familientherapeuten selbst übernehmen in diesem Konzept *keine elterlichen Aufgaben bzw. keine elternersetzenden oder elternergänzenden Funktionen*. Das Vorgehen ist davon geprägt, die Eltern während der Gespräche zu bestärken und zu unterstützen, ihre Erziehungsaufgaben und Elternfunktionen selbst wahrzunehmen. Die Arbeit ist von *wohlwollender Herausforderung* und einer *positiven Grundhaltung* geprägt. Vor allem die Methode des Reflecting Teams (beide Familientherapeuten tauschen sich offen vor der Familie zu ihren Überlegungen aus) ermöglicht es den Familien, andere Sichtweisen zu erfahren, ihnen jedoch den notwendigen Raum für daraus resultierende eigene Überlegungen und auch Entscheidungen zu überlassen.

Arbeiten mit „unmotivierten“ Klienten

Es wird ferner ein Arbeitsansatz angewandt, der eine *Arbeit mit „unmotivierten Klienten“* ermöglicht. Gängige Beratungs- und Therapiekonzepte fordern von Klienten, daß sie für eine Hilfe motiviert sind. Diese Forderung läßt jedoch die Lebensumstände und Erfahrungen insbesondere dieser „Jugendhilfe-Familien“ unberücksichtigt. Die Familien bzw. Eltern zeigen oft nach außen keine oder nur minimale Hoffnung auf Veränderungen. Ferner stehen für sie nicht selten andere Probleme stärker im Vordergrund als das delinquente Verhalten ihres Kindes. Für sie stellt es eher ein Problem dar, daß sie erneut von Instanzen der sozialen Kontrolle auf ein „Fehlverhalten“ oder „fehlende Anpassung“ hingewiesen werden. Sie erleben diese Institutionen als sich in ihre privaten Angelegenheiten einmischende. Die Eltern gestalten die Dynamik zwischen der Familie und den außenstehenden Hilfesystemen (Jugendamt, Schule; Kindergarten usw.) oftmals so, daß diese *Außenstehenden Problemdefinitionen vornehmen*, d. h. diese Institutionen teilen den Eltern mit, daß diese Probleme haben. Durch diese Problemdefinitionen entsteht eine Dynamik, die dazu beiträgt, daß Eltern Hilfen als „Einmischungen“ eher abzuwehren versuchen oder durch „Annahme“ dieser Hilfen, diese ins Leere laufen lassen zu können. (vgl. Conen 1997, 1998; Imber-Black 1990).

Oftmals sind die Eltern – vor allem von gewalttätigen Kindern – nur dann zu einer *Zusammenarbeit mit Hilfesystemen* bereit, wenn sie in ihrer *elterlichen Verantwortung* herausgefordert werden und auf sie *deutlich Druck ausgeübt* wird. Der Tendenz vieler dieser Eltern, ihre „Kinder aufzugeben“ und beim „Jugendamt abzugeben“ bzw. der „Straße zu überlassen“, muß jedoch entgegen gearbeitet werden. Auch diese Eltern sind, wenn sie entsprechend positiv herausgefordert werden, stets mehr als anfänglich von Helfern vermutet wird, in der Regel bereit, wieder ihre Verantwortung für die Erziehung der Kinder zu übernehmen. Das „Abgeben“ des Kindes beim Jugendamt oder an die Straße ist auch Ausdruck dessen, das Kind „meiden“ zu wollen. Das Kind gilt als Personifizierung des Scheiterns der an sich selbst gestellten Erziehungsaufträge. Die Definition von Problemen anderen zu überlassen, stellt zwar einen wesentlichen kränkenden Aspekt für die Eltern dar, er ist jedoch in gewisser Weise uner-

heblich angesichts der resignativen und *pessimistischen „Schutz“-haltung* (vgl. Conen 1997, 1999). „Scheitert“ die Hilfe, können die Eltern – und auch andere Beteiligte – darauf verweisen, daß die Eltern bzw. Familie eigentlich keine Hilfe wollten.

Druck und Zwang nutzen

In einem Konzept, das *Druck³ auf die Eltern bzw. Familie* positiv und konstruktiv nutzen will, kann es bezüglich des Zwangs jedoch nur darum gehen, *sowohl die Eltern bzw. Familie als auch die aufsuchenden Familientherapeuten an „einen Tisch zu bekommen“*. *Veränderungen erfolgen jedoch nicht wegen des Drucks*, der auf die Klienten ausgeübt wird, die Hilfe anzunehmen (vgl. Conen 1998). Hier gilt es, sich eine wichtige systemische Prämisse, die oftmals nicht berücksichtigt wird, vor Augen zu halten: *Innere Zustände und Prozesse bei Menschen sind nicht instruierbar*. Daher kann es nur darum gehen, daß durch den Druck auf die Eltern – und ggf. auf das delinquente Kind oder den Jugendlichen – die Mindestbereitschaft hergestellt wird, sich gemeinsam hinzusetzen.

Ein solches Konzept mit Druck oder „Zwang“⁴ (1996 b) therapeutisch zu arbeiten, erfordert von den Familientherapeuten, traditionelle Vorgehensweisen hinter sich zu lassen und andere Methoden, die Zugang auch zu diesen Klienten ermöglichen, anzuwenden. Setzen traditionelle Hilfenformen in der Regel auf die Eigenmotivation der Klienten, gilt es in einem „Zwangskontext“ der *Problemdefinition der Klienten* sowie der *Kontraktklärung* zwischen aufsuchenden Familientherapeuten und Familienmitgliedern besondere Aufmerksamkeit zu geben (vgl. Conen 1998)

Eine Arbeit in einem „Zwangskontext“, wie sie die aufsuchende Familientherapie in diesem Konzept leisten kann, erfordert es, die unter-

3 Diesen Druck konstruktiv nutzen zu können, setzt eine Haltung voraus, die bereit ist, stets die positiven Potentiale von Menschen in den Vordergrund zu stellen.

4 Das Wort „Zwang“ wird insbesondere in der Jugendhilfe vorwiegend negativ konnotiert. Dabei wird außer acht gelassen, daß Jugendhilfe von seiner Aufgabenstellung her – und dies schließt ebenfalls das neue KJHG ein – stets auch den Auftrag der sozialen Kontrolle einschließt. Wenn der Auftrag der sozialen Kontrolle von der Jugendhilfe abgelehnt wird, stellt sich mindestens die Frage, wer dann z. B. das Kindeswohl sichern soll – die Polizei? In diesem Zusammenhang erscheint es m. E. notwendig, innerhalb der Jugendhilfe eine Diskussion über Macht und Nicht-Macht, Kontrolle und Freiwilligkeit (vgl. Conen 1998) zu führen.

schiedlichen Sichtweisen von Jugendamt und Familie durch die Familientherapeuten zu berücksichtigen (vgl. Conen 1996 b, 1998). Erst die Akzeptanz der Sichtweise der Familie durch die aufsuchenden Familientherapeuten ermöglicht einen Zugang zur Familie. Die Auseinandersetzung seitens der Familie mit den Problemdefinitionen der anderen, z. B. des Jugendamts, trägt im weiteren Verlauf wesentlich zu den notwendigen Veränderungen bei.

Häufig sind folgende Sichtweisen bei den verschiedenen Beteiligten zu beobachten:

Sichtweisen des Jugendamts: Die Kinder zeigen Verhaltensauffälligkeiten. Die Eltern kümmern sich nicht oder nur unzureichend um deren Verbesserung. Die Eltern sind derzeit dazu nicht in der Lage.

Sichtweisen der Eltern: Wir haben keine Probleme mit den Kindern – die anderen (Lehrer usw.) haben die Probleme – nicht wir. Das Jugendamt oder die anderen sollen uns in Ruhe lassen. Ich schaffe es mit meinen Kindern nicht alleine. Ich würde eine Hilfe zwar annehmen, aber ich glaube nicht, daß mir zu helfen ist, andere Hilfen sind bereits gescheitert.

Arbeitsauftrag: Einmischung beenden helfen

Die Familien wehren Hilfsangebote, die von außen an sie herangetragen werden, aus verschiedenen Gründen ab:

- Hilfe wird als Einmischung, Kränkung und Kritik erlebt,
- Hilfebedarf wird nicht gesehen,
- vorherige Hilfen haben den Eindruck bei der Familie verfestigt, daß Hilfsangebote nicht helfen können,
- Perspektivlosigkeit und Depressionen lassen keine positive Erwartungen aufkommen,
- Mehrgenerationen-Jugendamts-Betreuungen haben Jugendamtsmitarbeiter zu einem wichtigen „Familienmitglied“ werden lassen (vgl. Imber-Black 1990),
- negative Prophezeiungen der elterlichen Herkunftsfamilie haben aufgrund der Loyalitätsbindung starke Auswirkungen auf die Gestaltung der Erziehung der Kinder (vgl. Conen 1996c).

Vom methodischen Vorgehen gilt es daher zunächst, die Problemdefinition dieser Familien als Ausgangspunkt zu nehmen: „Das Jugendamt

(Schule, Kindergarten usw.) mischen sich bei uns ein. Wir wollen das nicht (mehr)!“ Ausgehend von dieser Problemsicht kann die Familie Problemlösungen entwickeln, die es ihr ermöglichen, dieses Ziel – keine weiteren Kontrolle durch Institutionen der sozialen Kontrolle – zu erreichen. Voraussetzung, um dieses Vorgehen anzuwenden, ist die Bereitschaft des Jugendamtsmitarbeiter, vorübergehend schwerpunktmäßig auch dem gesetzlichen Arbeitsauftrag (Sicherung des Kindeswohls) nachzukommen, um mit dazu beizutragen, daß die Familie einen entsprechenden Veränderungsdruck erfährt. Dies setzt voraus, daß Jugendamtsmitarbeiter bereit sind, auch den Aspekt der Kontrolle auszuüben, eine Aufgabe die derzeit wenig Anerkennung bei den Mitarbeitern selbst und auch bei anderen Helfern findet. Die negative Konnotation von Kontrolle und Zwang impliziert im allgemeinen auch eine Hilfe „zweiter Klasse“, da man lieber mit „motivierten“ Klienten Gespräche führt bzw. Hilfen anbietet (vgl. Conen 1996 b, 1997, 1999).⁵

Familie und Jugendamt

Erstaunlicherweise zeigen Erfahrungen, daß sich die belastete Beziehung zwischen Jugendamtsmitarbeiter und Familie zunehmend positiver entwickelt, wenn die aufsuchenden Familientherapeuten mit der Familie an dem Arbeitsauftrag: „Die anderen sollen sich nicht (mehr) einmischen“ arbeiten. Indem die aufsuchenden Familientherapeuten diesen Auftrag zur Grundlage ihrer Arbeit machen, muß sich die Familie mit ihren Außenbeziehungen auseinandersetzen. Dazu gehört auch, sich damit zu beschäftigen, wie die Verhaltensweisen der delinquenten Kinder von ihnen

⁵ Die vor allem in therapeutischen und beraterischen Arbeitsbereichen starke Betonung der „Freiwilligkeit“ ist m. E. jedoch stets relativ. Die Betonung von Freiwilligkeit trägt dazu bei, daß man mit bestimmten Klienten nicht arbeiten muß – da sie ja nicht motiviert sind. Letztlich bleibt häufig der „schwarze Peter“ bei den ASD-Mitarbeitern hängen, die bei Gefährdung des Kindeswohls dann intervenieren müssen. Erneut soll aber in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen werden, daß innere Prozesse bei Menschen nicht durch Zwang veränderbar sind. Zum Beispiel schaffen geschlossene Unterbringungen von Kindern und Jugendlichen nicht den gewünschten Effekt – es sei denn, die GU-Einrichtungen entwickeln ein auf der systemischen Sichtweise basierendes Konzept, das diesen „Zwang“ nutzt.

als Eltern so beeinflusst werden können, daß diese „Einmischungen“ nicht mehr stattzufinden brauchen.

Nach Beendigung der aufsuchenden Familientherapie ist es den Eltern möglich, das Jugendamt mehr – wie vom KJHG beabsichtigt – als Serviceinstitution zu nutzen, die bei gelegentlichen Problemfällen Hilfestellungen bieten kann. Die Beziehungen zwischen Jugendamtsmitarbeiter und Familie werden (wieder) konstruktiver, eine offener und freundlichere Begegnung ist nun möglich. Sowohl für die Familien bzw. Eltern als auch die Jugendamtsmitarbeiter ist es sehr hilfreich, die Rollen und Erwartungen deutlich zu formulieren (vgl. Brandl-Nebehay/Russinger 1995; Douglas/Jurkovic 1983). So können vielfach Eltern offener und auch zugewandter mit Jugendamtsmitarbeitern umgehen, wenn deren Auftrag als „Kontrolleur“ deutlich ist.

Das Zitat, das in einigen Jugendämtern⁶ als Poster an den Wänden hängt, könnte hierzu Orientierung bieten: *Wenn Sie unsere Dienstleistung in Anspruch nehmen, werden wir – ohne Sie vorher um Erlaubnis zu bitten – eine Einschätzung vornehmen, wie es Ihren Kindern bei Ihnen geht. Wir haben auch das Recht und die Verpflichtung Ihnen unter bestimmten Umständen Ihre Kinder wegzunehmen, wenn wir denken, daß Sie den Bedürfnissen Ihrer Kinder nicht in der erforderlichen Weise gerecht werden.*

Diese Äußerung schafft Klarheit. Diese Klarheit ist es auch, die die aufsuchenden Familientherapeuten in der Arbeit mit den Familien zeigen müssen, wollen sie nicht eine Arbeit durchführen, die aus dem Jugendamt eine der Familie „feindlich gesinnte“ Institution machen würde. Auftrag der aufsuchende Familientherapeuten ist es, der Familie zu helfen, Lösungsstrategien zu entwickeln, die es ermöglichen, das Jugendamt positiv zu nutzen. Selbstverständlich ist daher auch aus diesem Grund Teil des Konzepts der aufsuchenden Familientherapie eine intensive Zusammenarbeit mit dem Jugendamt und ein gemeinsamer

Austausch zusammen mit Jugendamt, Eltern und Familientherapeuten. Dieser offene Austausch erfolgt auch mit Zustimmung der Eltern – den Datenschutz berücksichtigend – gemeinsam zwischen den beteiligten Helfersystemen und den Eltern bzw. der Familie. Mitteilungen von Seiten der Familientherapeuten an andere Helfer sind stets der Familie in ihrem Inhalt bekannt sind bzw. diese sind i. d. R. unmittelbar am Austausch beteiligt.

Kooperation zwischen aufsuchenden Familientherapeuten und Jugendamt

Sowohl die konkreten Veränderungen während einer aufsuchenden Familientherapie als auch die Prozesse zwischen den Familien und den Helfersystemen nach Beendigung dieser Hilfe machen es unbedingt notwendig, eng mit dem zuständigen Jugendamtsmitarbeiter zusammenzuarbeiten. Bereits während der aufsuchenden Familientherapie treten immer wieder Situationen auf, in denen die Familien die Helfersysteme „austesten“ inwieweit diese ihnen positive Entwicklungen zutrauen oder nicht. Ganz besonders gilt dies jedoch auch nach Beendigung der Hilfe.

Jugendhilfe-Familien sind gewohnt, so gut wie nie ohne eine Hilfe gelassen zu werden – oder die Fremdplatzierung als ultima ratio eingesetzt wird. Daher ist es erforderlich, Ereignisse und weitere Vorfälle (nicht Rückfälle!) auch unter dem Aspekt zu betrachten, daß die Familien bzw. deren einzelne Familienmitglieder, vor allem sich erneut delinquent verhaltende Kinder, herausfinden wollen, inwieweit sie doch das Helfersystem von der „Notwendigkeit“ weiterer Hilfsmaßnahmen überzeugen können. Um diesen „Vorfällen/Rückfällen“ entsprechend begegnen zu können, ist nicht nur gegenüber der jeweiligen Familie ein entsprechendes methodisches Vorgehen notwendig. In bezug auf das Helfersystem ist es dringend erforderlich, bei der Diskussion über die Situation die Kenntnisse und Erfahrungen der aufsuchenden Familientherapeuten zu berücksichtigen. Dadurch ist es möglich, Funktionalisierungen des Helfersystems durch die Familie bzw. durch einzelne Familienmitglieder zu verhindern, die zu erneuten Hilfemaßnahmen beitragen würden und somit Tradierungen von Jugendhilfemaßnahme-Ketten fortsetzen. Um dies zu gewährleisten, ist es notwendig, Vorfälle (nicht „Rückfälle“) unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten. Erforderlich ist hierbei,

⁶ Imelda McCarthy (vgl. auch McCarthy 1995), Irland und Erik Salomon, Schweden, haben sich in den letzten Jahren ebenfalls intensiv auseinandergesetzt mit Fragen der „Kolonialisierung“ durch Helfer bei sogenannten „Multiproblemfamilien“, die angemessener eher als Multihelfer-Familien bezeichnet werden müßten. Von ihnen stammt dieses Zitat – eigene Übersetzung.

daß sich die Helfersysteme über die *Depotenzierungspotentiale von (weiteren) Hilfen* im klaren sind. Die aufsuchenden Familientherapeuten berücksichtigen daher in ihrem Vorgehen entsprechend die Zweifel der Eltern bzw. der Familien an sich selbst und ihren Fähigkeiten, um diesen mit ihren Interventionen zu begegnen. Sie übernehmen Verantwortung für das Gelingen von Normalisierungsprozessen, in dem sie „Einladungen“ zur Depotenzierung nicht annehmen bzw. diese Dynamik im Klientensystem erkennen.

Literatur

- Andersen, Tom (Hrsg): Das reflektierende Team. Dortmund 1990
- Boszormenyi-Nagy, Ivan/Spark, Geraldine: Unsichtbare Bindungen. Stuttgart 1981
- Brandl-Nebehay, Andrea/Russinger, Ulrike: Systemische Ansätze im Jugendamt – Pfade zwischen Beratung, Hilfe und Kontrolle. In: Zeitschrift für systemische Therapie, 1995, 2, S. 90-104
- Conen, Marie-Luise: Aufsuchende Familientherapie mit Multiproblemfamilien. In: Kontext – Zeitschrift der Deutschen Arbeitsgemeinschaft für Familientherapie, 1996 a, 2, S. 150-165
- Conen, Marie-Luise: Wie können wir Ihnen helfen, uns wieder loszuwerden? Aufsuchende Familientherapie mit Multiproblemfamilien. In: Zeitschrift für systemische Therapie, 1996 b, 3, 178-185
- Conen, Marie-Luise: Wenn Heimerzieher zu nett sind ... Heimkinder im Loyalitätskonflikt zwischen Eltern und Erziehern. In: Evangelische Jugendhilfe, 1996 c, 4, S. 206-216
- Conen, Marie-Luise: Ambulante Hilfen – ohne Nachfrage? In: AFET-Mitgliederrundbrief, 1997, 1, S. 7-17
- Conen, Marie-Luise: „Unfreiwilligkeit“ – ein Lösungsverhalten. De-Triangulationsprozesse in systemischer Therapie. In: Familiendynamik, 1999, 3
- Dore, Martha Morrison: Family-Based Mental Health Services Programs and Outcomes. Evaluation Report for the Children's Services Division, Office of Mental Health Pennsylvania Department of Public Welfare, unveröffentlichtes Manuskript, Philadelphia, 1991
- Douglas, Carl/Jurkovic, Gregory: Agency Triangles: Problem in Agency-Family Relationships. In: Family Process (22), 1983, S. 441-451
- Haley, Jay: Ablösungsprobleme Jugendlicher: München, 1981
- Imber-Black, Evan: Familien und größere Systeme. Heidelberg 1990
- Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg): Jugend '97. Opladen 1997

- McCarthy, Imelda: Der Mißbrauch von Normen: Sozialhilfeempfangende Familien und professionelle Interventionen. In: Zeitschrift für systemische Therapie, 1995, 2, S. 84-89
- McGown, William G./Johnson Judith: Therapy with Treatment Resistant Families. A Consultation Crisis Intervention Model. New York 1992
- Ratzke, Katharina; Sanders, Martin; Diepold, Barbara; Krannich, Sabine; Cierpka, Manfred: Über Aggressionen und Gewalt bei Kindern in unterschiedlichen Kontexten. In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, 1997, S. 153-168
- Rogge, Jan-Uwe: Kinder brauchen Grenzen. Reinbek bei Hamburg 1993
- Schweitzer, Jochen: Therapie dissozialer Jugendlicher. Ein systemisches Behandlungsmodell für Jugendpsychiatrie und Jugendhilfe. Weinheim/München 1987
- Seelig, William/Goldman-Hall, Barry/Jerrell, Jeanette: In-Home-Treatment of Families with Seriously Disturbed Adolescents in Crisis. In: Family Process, 1992, (31), S. 135-149
- Stierlin, Helm: Eltern und Kinder. Das Drama von Trennung und Versöhnung im Jugendalter. Frankfurt 1980
- Tavantzis, Thomas u. a.: Home-Based Structural Family Therapy for Delinquents at Risk of Placement. In: Markin, M.P./Konnar, S. (Eds.): Handbook of Adolescents and Family Therapy. New York 1985, S. 69-88



**Eigenverlag der
Internationalen Gesellschaft
für erzieherische Hilfen (IGfH)**

Ulrich Bürger
Ambulante Erziehungshilfen und Heimerziehung
Empirische Befunde und Erfahrungen von
Betroffenen mit ambulanten Hilfen vor einer
Heimunterbringung
1998, 220 S., 25,80 DM, ISBN 3-925146-40-7

**Friedhelm Peters, Wolfgang Trede,
Michael Winkler (Hg.)**
Integrierte Erziehungshilfen
Qualifizierung der Jugendhilfe durch Flexibilisierung
und Integration?
1998, 374 S., 32,80 DM, ISBN 3-925146-41-5

IGfH · Schaumainkai 101-103 · 60596 Frankfurt/IM.
Telefon (069) 63 39 86-0 · Telefax -25
e-mail: redaktion.fore@igfhn.de